

Mina Benders Irrtum [Fortsetzung]

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **16 (1912)**

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572331>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

waren sie roh und grausam und neckten sich grausam. Sie waren eine Kaste für sich. Sie waren Knechte, Handlanger, unfrei durch den Zwang, einem andern Willen zu gehorchen, um sich Brot zu erwerben. Sie wurden boshaft und unzuverlässlich wie das Material, das sie verarbeiteten, das oft in Stücke sprang, wenn es ganz bleiben, und hartnäckig dem Hammer oder dem Stemmeisen widerstand, wenn es zerteilt werden sollte. Auf dem Ragenwiesli arbeiteten sie willig und froh. Wenn sie aufsahen, standen die Berge vor ihnen, die mit den blanken weißen Häuptern und den Marmorstirnen. Wenn sie unter sich sahen, erblickten sie den Himmel im Wasser des Sees und sahen die Schiffe, die das Wasser durchzogen, und sahen die Fischerbarken, die über der Tiefe hielten und die Netze auswarfen zum Fang. Blickten sie gradeaus, so sahen sie in den Wald hinein, in den dunkeln, geheimnisvollen und starren Wald, der eine trostige Seele fromm stimmt und eine reine Seele wie die Melodie eines Gebetes erhebt und weicht...

„Kommen Sie mit mir nach Hause, Meister!“ sprach Herr Burger. „Heute kommt die Mutter

meiner Therese zurück aus dem Spital. Das ist eine unfrohe Heimkunft; denn sie hat sich einen Schaden für das Leben geholt!“ Der Architekt wandte sein Gesicht von dem Meister ab, damit er nicht sähe, wie es ihm schmerzlich darin zuckte.

„Wie geht es den andern?“ fragte Antonio.

„Dem Chauffeur ist kein Nachteil daraus entstanden.“

„Und Grundbaker?“ drängte Antonio.

„Er geht mit einem Stelzfuß herum,“ antwortete der Architekt.

Sie kamen aus dem Schatten der Bäume in die helle Sonne und mußten mit den Augen blinzeln sich an den Glanz der jungen Sonne gewöhnen, die überall eingedrungen war und überall herausströmte, aus dem Wasser, aus den Häusern, aus den Tramwagen und den Leibern der weißen Möven. Das blitzte und blinkte von überall und regte die Sinne an und schärfte die Lust am Leben.

„Wir sind tief im Herbst! Da leuchtet die Sonne doppelt, wenn sie sichtbar ist!“ sagte der Architekt. Langsam gewöhnten sie sich an den Sonnenglanz und konnten ihre Augen frei herumschweifen lassen.

(Fortsetzung folgt).

Mina Benders Irrtum.

Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

VI.

Der Märzwind trieb die kalte Feuchtigkeit in alle Poren. Der Regen fiel auf gefrorenen Boden, und die Wege waren gefährlich zu passieren, trotz der Asche, die allorts in grauen Bogen darüber gestreut wurde. Die Vorübergehenden sahen verdrießlich aus, verkrochen sich frierend in ihre Kragen und Mäntel, und wer an diesem Tage keine dringlichen Geschäfte hatte, ging nicht auf die Straße, so nüchtern und häßlich war alles.

Zu den wenigen Fußgängern, die schemenhaft die dunstigen Gassen durchhasteten, gehörte Ernst Jenner. Harte Entschlossenheit lag auf seinem Gesicht wie bei einem Menschen, der sich zwingt, eine schwere Aufgabe zu erledigen, und die Zähne zusammenbeißt, weil er es gegen seine bessere Ueberzeugung tut. Zuweilen seufzte er, als beenge eine drückende Last seinen Atem. So bog er in eine schmale Gasse, die in der trüben Regenluft schon von Dämmerung umhüllt war. Suchend forschte er nach den Nummern und trat in ein altes düsteres Haus. Er tappte sich in der Dunkelheit, die allenthalben herrschte, die Treppe hinauf und klopfte an eine Türe, aus der ein schmaler Lichtstreif drang. Schlürfende Schritte ließen sich hören, und eine unangenehme Stimme fragte, wer da sei. Jenner wartete mit seiner Antwort, bis die Türe geöffnet wurde. Eine alte schlampige Frau stand vor ihm. „Was wollen Sie?“ herrschte sie ihn barsch an.

„Ist Fräulein Rosa Meier zu Hause?“ fragte Jenner.

Die Frau nickte mürrisch.

„Ist sie allein?“

Der verschlagene Ausdruck in dem schwammigen Frauengesicht vertiefte sich. „Das geht mich nichts an,“ sagte sie; „ich bekümmere mich nicht darum!“

Sie betrachtete Jenner argwöhnisch, als sei er von der Geheimpolizei, und hämisch abweisend fuhr sie fort: „Ich habe ihr auf den ersten April gekündet! Mit der will ich keine Geschichten haben!“

Der zahnlose Mund muschelte noch etwas; dann nahm sie ein Dellämpchen, schlurfte durch einen engen winkligen Gang und stellte das trübe Licht auf ein Wandbrett. Auf eine Türe deutend sagte sie: „Da wohnt sie!“

Jenner klopfte. Auf das „Herein!“ betrat er ein mittelgroßes unordentliches Zimmer, dessen Fenster mit grellfarbigen Gardinen behängt waren. Rosa Meier saß auf einem grünen Plüschsofa, betrachtete sich in einem Handspiegel und puffte und schob an ihren kunstvoll getürmten Locken. Sie war zum Ausgehen bereit; Mantel und Hut lagen neben ihr, während über Bett und Stühlen verschiedene Kleidungsstücke hingen.

Bei Jenners Anblick hielt sie mit ihrer Beschäftigung inne und machte ein Gesicht, als habe sie jemand anders erwartet. „Wer sind Sie?“ fragte sie erstaunt.

„Der Bruder von Frau Bender,“ entgegnete Jenner.

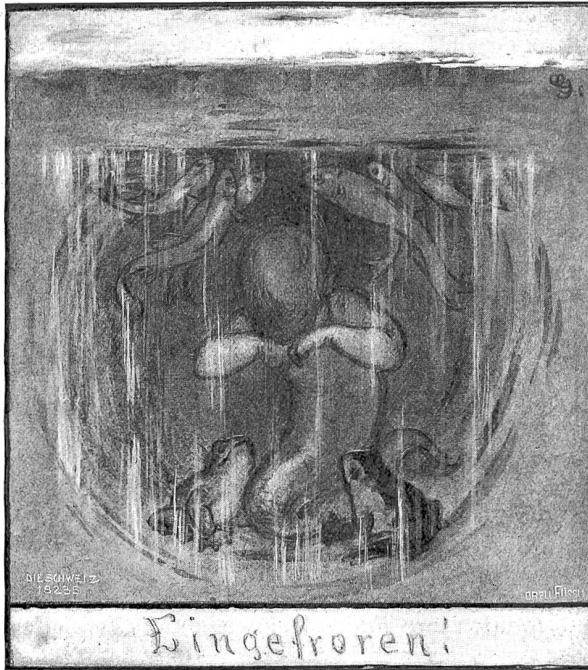
Ein leichtes Erschrecken flog über das volle rosige Gesicht der Kellnerin. Doch faßte sie sich rasch und fragte obenhin: „Was hat das mit mir zu tun? Ich kenne Sie nicht!“

„Ich suche Bender,“ sagte Jenner; „es ist bitter genug, daß ich ihn hier suchen muß. Ich muß mit ihm reden.“

Etwas im Ton seiner Worte zwang Rosa Meier, den Handspiegel niederzulegen und Jenner anzuschauen: „Was soll er und was wünschen Sie von

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.



Margarete Goeb, Zürich.

«Eingefroren!» (Aquarell).

ihm?“ Des Mädchens Finger spielten unsicher in einer Konfettschachtel.

Fenner atmete tief: „Meine Schwester ist krank; ihr Zustand ist bedenklich... Sie möchte Bender sprechen.“

Die letzten Worte brachte Fenner nur mühsam hervor. Er wurde rot und blaß dabei, als schäme er sich.

Da das Mädchen nichts entgegnete, sondern mit trotziger Gebärde eine kandierte Frucht zwischen die blanken Zähne schob, fuhr Fenner beherrschter fort: „Bender ist seit acht Tagen nicht nach Hause gekommen; niemand von uns hat ihn gesehen, niemand weiß, wo er ist. Es sind nur Gerüchte zu uns gedrungen.“ Des Mannes Augen flammten heiß und verächtlich über das Mädchen: „Es ist ein schweres Unrecht, Fräulein, und gehört zum Häßlichsten, was es gibt, einen verheirateten Mann an sich zu locken!“

Rosa Meier begegnete spottend Fenners Blicken. Ein glückseliges Lachen kam über ihre Lippen: „Bender ist alleine gekommen, Herr Fenner; meinethalben hätte er ruhig in Berlin bleiben können! Wenn ich ihm gefalle, so sehe ich natürlich für mich darin kein Unglück!“

In Fenners Blicken glühte es unheilvoll.

„Für Sie nicht, Fräu-

lein, aber für meine Schwester! Vor einigen Wochen hat Bender einen ernstlichen Anlauf zur Arbeit genommen. Ich hatte ihm eine Stelle auf einem Bureau verschafft. Es schien sich endlich alles zum Bessern zu wenden. Seit acht Tagen ist er, ohne ein Wort zu sagen, vom Bureau fortgeblieben!“

Wieder glückte das Lachen überlegen und spottend von des Mädchens Lippen. Frech sah sie auf Fenner: „Der streute Ihnen nur Sand in die Augen. Der hat nie ernsthaft an eine Büreautätigkeit gedacht. Und sie paßt auch nicht für ihn. Für einen festen Beruf und Stillsitzen ist der Mann nicht geschaffen. Der will frischen Wind und Abwechslung vom Leben. Und hat auch ein Unrecht darauf. Ein Kerl wie der, schön, unterhaltend, talentvoll, dem stehen viele Wege offen. Man muß es nur recht anfangen mit ihm!“ Lustern steckte sie sich eine neue Frucht in den Mund.

Fenners Augen sanken tiefer in ihre Höhlen, und seine Gestalt fiel zusammen. „Da ist ein anständiger Mensch wehrlos!“ sagte er dumpf.

Rosa Meier betrachtete ihn mit den gierigen und triumphierenden Blicken des Mächtigeren. „Uebrigens,“ fragte sie nach einer Weile obenhin, „was mischen Sie sich in Angelegenheiten, die Sie im Grunde nichts angehen? Bender kann tun, was ihm gefällt; er will sich scheiden lassen!“

Maßloses Staunen durchzuckte Fenners Gesicht. „Das ist uns neu,“ sagte er; „davon mühten wir doch auch etwas wissen!“

Des Mädchens Augen funkelten ihn an: „Fragen Sie nur Ihre Schwester; die weiß es bestimmt! Es ist eben ein Kampf auf zwei Seiten, Herr Fenner. Bender ist ein schöner Mann, Herr Fenner, da läßt keine leicht locker!“

Fenners Atem keuchte; er näherte sich dem Mädchen.

Da wurde die Türe aufgerissen, und Bender trat ein. Beim Anblick des leidenschaftlich erregten Mannes fragte er betroffen: „Was geht hier vor? Was hast du hier zu suchen?“



Margarete Goeb, Zürich.

Vorfrühling (farbige Zeichnung, 1909).

Unfäglicher Ekel würgte in Fenner. Der Grund seines Komens kam ihm in der Nähe dieser Menschen hohnvoll und entsetzlich vor.

Bender zog mit der Miene eines großen Herrn seine Handschuhe aus und stellte sich neben Rosa Meier. „Nun, womit kann ich dienen?“ fragte er lässig.

Vor Fenner stieg das Gesicht seiner Schwester auf, von Körperqual und Seelennot gezeichnet, die tiefen Augen, die in fieberhafter Sehnsucht immerzu hinausliefen; er hörte den angstvoll

fragenden Mund. Er gab sich einen Ruck und stieß hervor: „Mina ist schwer erkrankt; sie möchte dich sehen!“

Bender setzte sich auf die Sofalehne, schleuderte seinen Hut aufs Bett und öffnete den Mantel. „Sie soll mich in Ruhe lassen mit ihren ewigen Klagereien,“ sagte er schroff. „Der Mensch muß sich zusammennehmen können. Ich bin diese Sache gründlich satt, mein Lieber!“

Jenners Gesicht verlor jegliche Farbe. Bender warf einen Blick darauf und fragte in verändertem Tone: „Was fehlt ihr denn? Frauen ihrer Art machen leicht einen kränkeren Eindruck. Mina sieht auch in gesunden Tagen gebrechlich aus!“

Jenner stand plötzlich wie ein Richter da. Seine Stimme klang unnatürlich hell, als er entgegnete: „Ich war vorhin beim Arzt. Morgen muß sie zur Operation ins Spital. Es geht auf Leben und Tod. Deinetwegen hat sie nie geklagt, sonst stünde es heute besser um sie!“ Wie geschliffener Stahl traf sein Blick den Mann auf dem Sofa.

Bender nagte an der Unterlippe. Er legte die Hand auf des Mädchens Schulter, um vor Jenner ihre Zusammengehörigkeit sichtbar zu machen. „Verleumdungen und anschuldigen lasse ich mich nicht!“ sagte er brutal. „Du tätest besser, dich zu entfernen; denn bei mir bist du an der unrechten Tür. Gefühlsduseleien und Komödien spielen sind hier nicht am Platze. Ich habe heute die Scheidung eingereicht. Mina ist seit acht Tagen über meine Pläne klipp und klar orientiert; diese lamentable Krankheitsgeschichte vermag nichts zu ändern. Ich will eine kräftige Person zur Frau. Und das ist die Rosa Meier. Die ist, Gott sei Dank, aus deftigem Stoff. Moneten hat sie auch durch eine kürzlich gemachte Erbschaft, und nun wollen wir doch sehen, ob sich einem Manne von meinen Ideen der Erfolg dauernd versagt!“ Bender strich sich selbstbewußt über den Bart: „Ich hoffe, daß Mina vernünftig ist; ein Besuch bei ihr wäre unnütze Quälerei für beide Teile. Es hat tatsächlich keinen Zweck, weiter an der gleichen Karre zu ziehen!“

Jenners Augen loderten: „Unmensch,“ schrie er, „der Tod sitzt der Frau im Nacken, und sie sehnt sich nach dir! Ist denn kein Funken von Erbarmen in dir? Um der Barmherzigkeit willen laß sie den Glauben mit hinübernehmen, daß es nicht gänzlich wertlos war, was sie für dich getan, daß etwas in dir, ein kleiner Rest nur von Güte, von Mitleid ihre zahllosen Opfer verdiente. An alle deine schamlose Niedertracht will ich nicht denken; wie meinen Bruder will ich dich zu ihr führen, wenn du kommst. Gib ihr nach dem elenden verpfuschten Leben ein ruhiges Sterben!“



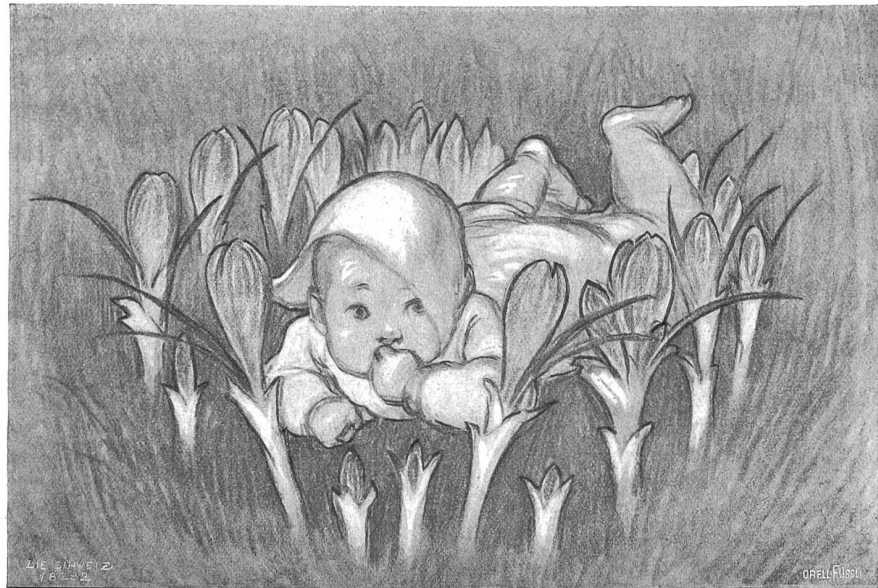
Margarete Goetz, Zürich.

Soldanelle (Steindruck).

Stöhnend schlug Jenner die Hände vor das Gesicht. Rosa Meier duckte sich bange zusammen bei den furchtbaren Worten. Ihre drohend gespannten Blicke suchten Bender. Sie war blaß und streifte zitternd seine Finger von ihrem Halse; sie wehrte ihn von sich.

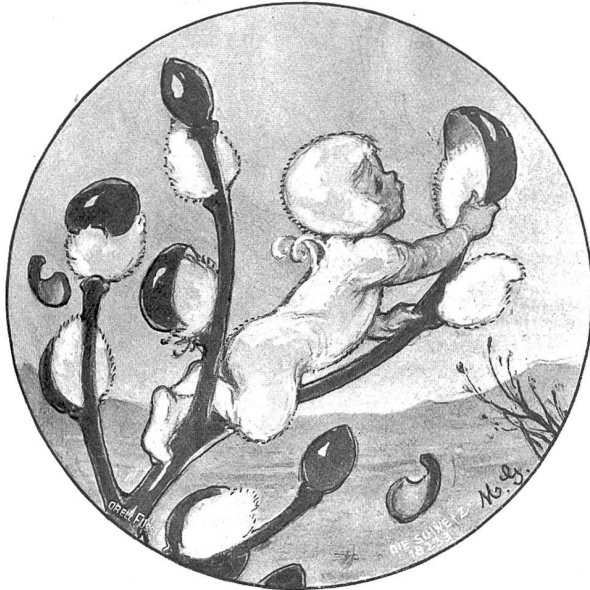
Bender erhob sich, seine Brust keuchte. Der Kampf, der jetzt gekämpft wurde, ging um Existenz und Zukunft; es galt, dem blonden Mädchen gegenüber Sieger zu bleiben. Wie Keulenhiebe mußten seine Worte bei dem Manne da jede Hoffnung zermalmen: „Wenn Mina Sehnsucht hat, ich habe keine! Ich kann mich nicht verstellen, und damit basta!“

Jenner wischte sich ein paarmal über die Stirne, als müsse er sich von angeworfenem Schmutz befreien;



Margarete Goetz, Zürich.

„Alle Krokuskindel schlüpfen aus der Windel“ (farbige Zeichnung).



Margarete Goetz, Zürich. Weidenkätzchen (farb. Zeichnung).
Ihr Kätzchen zieht die Sauben aus und werft sie auf die Erden:
Die Sonne kommt, der Tauwind bläst, es will jetzt Frühling werden!

dann fragte er mechanisch: „Mina hat dir alle ihre Ersparnisse und darüber geopfert... Wie steht es mit dem Gelde?“

Bender stutzte; er faßte sich indessen schnell: „Wir lebten in Gütergemeinschaft. Als ihr Mann hatte ich gesetzlichen Anspruch auf ihr Vermögen und ihr Einkommen. Sollte ich Erfolg haben mit meinen Ideen, erstatte ich ihr die Auslagen selbstredend zurück.“

Die letzten Worte sagte er prahlend. Dann schlug er ungeduldig mit den Handschuhen auf den Tisch. „Wünschst du sonst noch etwas? Wenn nicht...“ Er machte eine bezeichnende Gebärde nach der Türe.

Wortlos verließ Fenner das Zimmer. Seiner selber kaum bewußt schritt er durch den Regen und den eiskalten Wind in die Glücksgasse. Das ganze Leben kam ihm mit einem Male unwürdig und verächtlich vor, weil es solche Geschehnisse in sich barg. Allmählich nur gaben ihm die Aufgaben, die seiner harrten, die Beherrschung zurück, und er überlegte, wie er die Botschaft für die Schwester weniger verwundend und entsetzlich machen könnte.

Auf dem kleinen Flur vor seiner Wohnung begegnete ihm Emma. „Ich war bis jetzt bei Mineli,“ sagte sie; „kommt er?“

Fenner übermannte plötzlich die Bewegung, und er mußte sich an dem Treppengeländer halten. Emma warf einen Blick auf sein fahles eingesunkenes Gesicht, das in diesem Augenblick dem der Schwester trostlos ähnlich war.

„Wie siehst du aus, Ernst!“ rief sie tief erschrocken. „Komm rasch in die Stube und nimm einen Schluck Kaffee; er steht an der Wärme für dich!“

Fenner schüttelte den Kopf, er atmete ächzend. „Ich kann nicht, ich muß zu Mina!“

Emma nahm seine Hände: „Laßt euch doch nicht beide völlig umwerfen von dem Kerl; er ist zu niederträchtig dazu, so ein Abschaum!“

„Es muß am Ende jeder Geduld haben mit sich,“ entgegnete Fenner müde; „da hilft kein Rütteln und Aufbäumen! Da hilft nur der Wille zum Helfen; den habe ich!“

Er stieg zu der obern Wohnung. In der Nähstube herrschte merkwürdige Stille. Es waren nur zwei Mädchen dort, die mit bekümmertem Miene über ihrer Arbeit saßen. „Wir glauben, Frau Bender schläft,“ sagten sie leise bei Fenners Anblick.

Vorsichtig ging Fenner in das Nebenzimmer.

„Bist du es, Leo?“ fragte eine sehnsüchtige Stimme aus der Zimmerecke.

„Nein, ich bin es,“ entgegnete Fenner. „Soll ich Licht machen, Mineli?“

Er zündete die Lampe an.

Mina Bender saß in einem Lehnstuhl in der Nähe des Ofens. Ueber ihren Knien lag eine Decke, an deren Ende ihre Finger unruhig zupften.

„Hast du Leo gesehen?“ fragte sie scheu.

Fenner nickte. Er tastete nach einem leisen zarten Wort der Schonung. Aber dann empfand er, daß nur die rücksichtslose Wahrheit diese Frau von ihrem unseligen Gefühl für Bender befreien könnte, und er sagte: „Ich traf Bender bei Rosa Meier!“

Ein Seufzer durchwehte den Raum. „Hast du ihm gesagt, daß ich ihn noch einmal sprechen möchte, daß ich krank bin?“

Fenner preßte die Hände zusammen; seine Nägel gruben sich tief ins Fleisch. „Alles, was ich dir versprochen habe, sagte ich ihm!“

Fieberhafter glühten Minas Augen. „Wird er heute noch kommen, Ernst?“ forschte sie bang.

Fenner schüttelte den Kopf. „Er hat andere Pläne, Mineli, er will die Scheidung. Ach, Mina, warum hast du mir dies alles nicht vorher gesagt? So einen bittet man nicht um Rückkehr!“

Eilfertiger pflückten die blassen Finger an der Decke. „Ich dachte — es bänden ihn doch die Jahre an mich — unmöglich könne es so enden! Ich dachte — es sei ein wenig Güte in ihm noch für die kleine Zeit. Dann sei auch das Ende schöner und wertvoller für ihn, und es müsse sich die Erinnerung nicht wie Schmutz auf seine Seele legen. Ein einziges Mal hätte er sich überwinden sollen; daran wächst der Mensch.“



Margarete Goetz, Zürich.
Das Problem (aquarellierte Zeichnung).



Balz Stäger, Bürich.

Frühling im Degenried (1897).

Ach, Ernst, ich dachte auch, ich hätte mir diesen Wunsch verdient um ihn, ich dürfe es. Ich habe doch in diesen Jahren nichts gedacht als sein Glück und — gedarbt für ihn!“ Sie sah auf ihre dünnen zerstoche- nen Finger und erschauerte.

Fenners Kehle war wie zugeschnürt. Tränen verdunkelten seine Augen. . .

Mähsch wurde das fassungslose Zucken in Minas Zügen sanfter. Wie in scharfem Sinnen strich sie sich über die Hände, drehte an dem schmalen Goldreif, der trau- rig lose an dem Finger hing, und stille, als gebe sie einer tiefen und langen Ueber- legung Ausdruck, sagte sie: „So werde ich mich doch vorher von dem Ringe trennen müssen und dachte doch, ihn mitzunehmen bis ins Grab! Immer habe ich auf den Ring geschaut!“ Sie wollte ihn abstreifen.

Fenner streichelte das kleine Gesicht. „Behalte ihn ruhig, Mineli! Für dich ist er das Symbol deiner unendlichen Treue und Aufopferung!“

Dankbar blickte Mina auf den Bruder. Nach einer Weile fragte sie ängstlich: „Warst du auch beim Arzt?“

Fenner nickte. „Morgen soll die Ope- ration sein, Mineli! Es kann sich noch alles zum Guten wenden!“

Mina sah ihn an. „Rein, Ernst,“ sagte sie mit einem ergreifenden Lächeln, „das glaubst du selber nicht. Und wenn ich alles bedenke, so ist es gut so. Nun kann eine Sorge die andere tragen; das ist immer leichter für den Menschen, dann schüttelt es ihn weniger. Ich hätte es freilich gerne an- ders gezwungen. . .“

Verloren grübelte sie in sich hinein. Plötzlich fragte sie mit nagender Angst: „Wie wird es denn mit den Pflegegeldern im Spital, Ernst? Ich habe nur Schulden! Hastig überlegend füg- te sie hinzu: „Vielleicht langt es, wenn man das Mobiliar verkauft. Da ist noch der alte eingelegte Schrank von Mutters Eltern, der soll einigen Wert haben.“

Fenner beugte sich über sie und schaute ihr liebevoll in die Augen. „Mach' dir nur keine Ge- danken, Mineli! Emma gibt et- was von dem Thren. Heute mit- tag bot sie es von sich aus an. Du standest immer ein für an- dere. Nun laß uns sorgen!“

Ein wunderbar befreites Lä- cheln durchhauchte Minas Züge. „Und mir war so bange davor,“ flüsterte sie, „immerzu! Es ist so hart, jemand um eine Unter- stützung angehen zu müssen für



Margarete Goetz, Zürich.

Büglein, löst eure Schwingen,
Kündet mit selbem Singen:
„Boll Wunder ist die Welt...“

Aus „Sonnen-Engelchen“ Tafel 6.

Dann eilig aufs Best!
Sorget für's Nest!
Quibit! Quibit! Geige, fing' mit!

sich selber. Nun kann ich ruhig sein. Ach, du und Emma, ihr seid ein paar Gute!“

Als habe Fenners Mitteilung ihr neue Kräfte ge- geben, schob sie die Decke von den Knien. „Ich will den Mädchen Weisung geben, was sie zu tun haben. Nun werde ich endgiltig schließen müssen!“

Wie sie mühsam aufstand, glitt ein Gegenstand zu Boden. Fenner hob ihn auf. Es war Benders Bild mit dem sorg- losen Lachen.

„Wirf es ins Feuer,“ sagte Mina fröstelnd; „nun bin ich fer- tig damit!“

Dann schritt sie in den Neben- raum und ordnete ihre Angele- genheiten. (Schluß folgt).

Aphoristisches

Lerne das Leben genießen, ohne es zu lieben, und verachten, ohne es zu hassen.

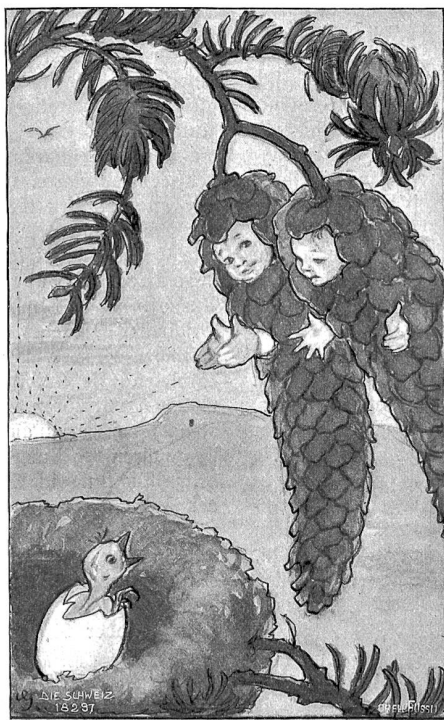
* * *

Ein grausames, aber ehrliches „Nein“ ist immer noch menschlicher als ein bloß mitleidvolles „Ja“ — und tapferer. In der Liebe vor allen Dingen.

* * *

Menschen: Nicht an ihren Früch- ten, an ihren Phrasen sollt ihr sie er- erkennen!

Hans Wohlwend, Zürich.



Margarete Goetz, Zürich.

Die Ueberraschung (aquarellierte Zeichnung).